

Rezension, erschienen in: *Soziologische Revue*, Jg.18/2, 1995, S.254-256 (Copyright beim Verlag)

Karin Stiehr: Risikokonflikte und der Streit um das Rauchen: eine Analyse der gesellschaftlichen Diskurse über die Schaffung von Sicherheit; Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag, 1992; 235 S., 44.- DM

Rezension für die *Soziologische Revue* von Bernhard Gill (1995)

Der Streit ums Rauchen hat auch in Deutschland zugenommen, aber handelt es sich deswegen um einen "Risikokonflikt"?

"Risiken beruhen, so die Grundannahme [der Autorin], auf Gefahren für die natürliche Lebensgrundlage von Menschen - oder: für das Leben und die Gesundheit von Individuen —, die ihre Ursache im Verhalten von Personen, Gruppen oder Organisationen aufgrund von materiellen oder immateriellen Nutzenerwägungen haben. Unsicherheit über gefährliche Verhaltensweisen und ihre Folgen wird durch die Berechnung von Eintrittswahrscheinlichkeit und Ausmaß des Schadens so weit wie möglich reduziert: hier wird die Gefahr zum Risiko." (14)

Wie uns die Autorin in einem interessanten historischen Exkurs schildert, gibt es den Streit ums Rauchen seit der Neuzeit, als infolge der Eroberung Amerikas die Tabakpflanze in Europa eingeführt wurde. Aber während Goethe noch das Pfeiferauchen als "arge Unhöflichkeit" und "impertinente Ungeselligkeit" tadelte und sein Wohlbefinden schützte, indem er "Übelkeit" im Zimmer eines Rauchers verspürte (33), sind bei uns heutigen die Sinne, das Mitempfinden und die Toleranz so abgestumpft, daß der Streit mit der "Überschußmorbidity" von statistischen Krebstoten ausgetragen wird.

In der Bundesrepublik wird der Disput heutzutage, der Diskursanalyse *Stiehrs* zufolge, von fünf Gruppierungen geführt: Behördliche Gesundheitsorganisationen, ein "Ärztlicher Arbeitskreis" und Basisorganisationen im Lager der "Angreifer" oder "Conbacs", die Tabakindustrie und die "Erste Raucherlobby" als belagerte "Probacs". Während Behörden und Industrieverband als hochgradig formalisierte Organisationen mit wissenschaftlichen Argumenten und moderater Rhetorik operieren, neigen diejenigen, die sich in diesem Konflikt unbezahlt und freiwillig in Basisorganisationen zusammengeschlossen haben, zu emotionaleren Attacks. Entsprechend kommt es auch zu wechselseitigen Distanzierungen innerhalb der jeweiligen Lager. Als vereinigende Wertbezüge werden jedoch Gesundheit, Sicherheit und Askese hier und Freiheit, Hedonismus und Emanzipation dort herauspräpariert.

Dabei sind einige der in Risikokontroversen üblichen Konstellationen vertauscht: Die wissenschaftliche Mehrheitsmeinung unterstützt das Lager der "Angreifer", "Experten" sind in der Beurteilung des Rauchens, anders als bei AKW's, weniger risikofreudig als das Laienpublikum und stehen nicht auf Seiten der Industrie. Und da es sich bei der Ersten Raucherlobby um eine "linke" Basisorganisation handeln soll, seien auch die politischen Bezüge verkehrt: die "Linken" - in technologiepolitischen Konflikten in der Rolle der Angreifer - befänden sich nun zusammen mit den industriellen Risikoverursacher auf der Anklagebank und würden wie diese ihre Handlungsfreiheit verteidigen. Insofern sei der Rauchkonflikt mit der Debatte um AIDS vergleichbar, in der diese politische Zuordnung anhand der Positionen der Bundestagsparteien - die sich zum Rauchen nicht äußern - von *Stiehr* etwas überzeugender herausgearbeitet wird.

Um auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen. Im Rahmen ihrer eigenen Definition hat die Autorin recht: Wenn Wut sich epidemiologischer Rechenkünste befleißigt, handelt es sich um einen Risikokonflikt. Aber das erklärt noch nicht die von Risikosoziologen behauptete Explosivität der Konflikte, die gleichsam epochenbildende Kraft, die ihnen in der Rede von der "Risikogesellschaft" zugeschrieben wird. *Ulrich Beck* z.B. begründet diese Wirkung aus der

Tatsache, daß manche großtechnologischen Gefahren sich einem verlässlichen sozialen Ausgleich entziehen, indem die von *Stiehr* herangezogene, traditionelle Formel der Versicherungsmathematik gerade nicht mehr anwendbar ist, sei es weil die Technologiefolgen zu komplex und nicht mehr zurechenbar, das Schadensausmaß zu groß oder die Eintrittswahrscheinlichkeit statistisch nicht zu fassen ist. *Niklas Luhmann*, der die gesellschaftsverändernde Kraft der Risikokonflikte eher zögerlich einräumte, verortet diese in der Differenz zwischen dem Risiko des Entscheidens und der Gefahr der Betroffenheit - von Folgen der Entscheidung anderer. Weder nach Becks noch nach Luhmanns Definition könnte aus den primären Folgen - Krebs, Raucherbein usw. - für den Raucher und die Raucherin ein veritabler "Risikokonflikt" resultieren.

Zwar ist der Tabak, wie die Autorin anmerkt, durch die Einführung der Zigarette im Jahr 1913 gefährlicher geworden, weil er nun tiefer inhaliert werden konnte. Auch nimmt der Konsum in Deutschland trotz der Mobilisierung der Nichtraucherbewegung immer noch zu, indem sich zwar nicht die Zahl der Raucher, wohl aber der verbrauchten Zigaretten erhöht (65). Im Gegensatz etwa zur Atomkraft oder auch AIDS sind die Folgen aber keineswegs neu, sondern recht gut überschaubar und weiterhin versicherbar. Denn die Wirkungen von Raucherschäden auf die Sozialversicherung dürften sich m.E. insgesamt neutralisieren, indem die verkürzte Lebenserwartung der Raucher sich weniger auf die Lebensarbeitszeit als auf die Rentenbezugszeit auswirkt.

Da der Raucher vor allem sich selbst gefährdet, liegen Risiko und Gefahr im Sinne *Luhmanns* zunächst in einer Hand. Dem Rat der Präventionsmedizin nicht zu folgen, und sei die statistische Risikorechnung auch noch so eindrucksvoll, ruft keinen gesellschaftlichen Konflikt hervor, solange niemand anderes mitgefährdet wird. Erst mit der Thematisierung des Passivrauchens als Gesundheitsgefahr wird denn auch die von *Stiehr* beschriebene politische Mobilisierung möglich, wie etwa die Aufstellung und Wahl von Nichtraucherlisten für den Betriebsrat von manchen Großbetrieben. Ziel dieser Mobilisierung ist es nicht, das Rauchen generell zu verbieten, sondern den Zwang zum Mitrauchen und damit die Gefahr der Fremdbetroffenheit einzuschränken.

Ob allerdings der Streit ums Passivrauchen in Deutschland eine hohe Konfliktdynamik entfalten kann, wird aus *Stiehrs* Analyse nicht deutlich. Die empirischen Hinweise auf die gegenwärtige Mobilisierung der Nichtraucher sind zu dünn, breitere Umfrageergebnisse, die auf ein Mobilisierungspotential hindeuten könnten, gibt es entweder nicht, oder sie werden nicht herangezogen (vgl. 64). Daß ein paar Vereine gegründet werden, heißt nicht viel in Deutschland und kann allenfalls mit dem äußerst dehnbaren Institutionenbegriff der Autorin als "Veränderung sozialer Institutionen" (15) gefaßt werden. Auch der Status quo der epidemiologischen Zurechnung gesundheitlicher Schäden durch Passivrauchen ist bisher offenbar noch nicht sehr eindrucksvoll (81). Ein systematischer Vergleich mit den USA findet nicht statt. Vielleicht ist die dortige Aufregung eine kulturelle Eigenheit und die hiesigen Ausläufer sind nur eine vorübergehende Mode? Vorschnell erscheint daher der Schluß, daß "der Streit um die Risiken des Rauchens ... ein inhaltlicher und strukturell weiterentwickelter Nachfolger der Konflikte über technologische Risiken" sei (111). Daß die Konfliktparteien die Streitformen technologiepolitischer Debatten kopieren (112), deutet zwar vielleicht auf den Zeitgeist, aber nicht auf die "Verfaßtheit" (Klappentext) einer Gesellschaft.

Insofern lassen sich für die übergreifende Frage der Autorin, in welcher Weise sich in Risikokonflikten eine Veränderung der Institutionen niederschlägt und umgekehrt, welche Rückwirkungen Risikokonflikte auf gesellschaftliche Strukturen haben, anhand des untersuchten Fallbeispiels wenig neue Antworten abgewinnen. Es wird mit einer Reihe interessanter theoretischer Ansätze zwar eine Reihe interessanter Fragen gestellt, indem diese aber weitgehend unverbunden nebeneinander stehen und Differenzen durch unscharfe Definitionen überbrückt werden, kommt es nirgends zu trennscharfen und überraschenden Aussagen, die vom Common sense der Risikosoziolo-

Rezension, erschienen in: *Soziologische Revue*, Jg.18/2, 1995, S.254-256 (Copyright beim Verlag)

logie abweichen würden. So lernt man bei der Lektüre insgesamt nicht viel neues - außer über das Rauchen.